

VIRGINIA IRONSIDE

Nein, ich will keinen Seniorenteller

Buch

»Ganz bestimmt nicht!«, erwidert Marie Sharp, als ihr eine Freundin anlässlich ihres 60. Geburtstags vorschlägt, sich doch einem Leseclub anzuschließen. »Diese Leute denken, wenn sie Bücher lesen, halten sie sich geistig fit. Aber entweder man ist geistig fit, oder man ist es nicht. Das ist heutzutage fast ein Zwang: Man muss permanent mit einem spitzen Stock in seinem Gehirn herumstochern, um es in Bewegung zu halten. Warum? Ich glaube nicht, dass Senioren, die mit achtzig durch die Mongolei radeln, gute Vorbilder sind. Es sind traurige Gestalten, die das Altwerden nicht akzeptieren können. Ich will jetzt Sachen für alte Leute machen, nicht für junge.«

Marie Sharp ist zu jung, um einen Treppenlift zu benutzen, aber doch reif genug, um den Vorteil bequemer Schuhe zu schätzen. Sie geht gern auf Beerdigungen, die sie viel unterhaltsamer findet als Hochzeiten. Sie tauscht den Gynäkologen gegen einen Chiropraktiker, liest begeistert Todesanzeigen und fragt sich, ob sie wohl irgendwann an Alzheimer erkranken wird. Denn Marie Sharp wird langsam alt – und ist verdammt froh darüber. Als ihr sechzigster Geburtstag naht, beschließt Marie, ein Tagebuch zu beginnen und alle Ereignisse der nächsten Monate festzuhalten. Es wird ein turbulentes Jahr, in dessen Verlauf Marie Großmutter wird, aber auch ihren besten Freund verliert; ein Jahr, in dem sie Feste feiert, neue Bekanntschaften schließt und sich schließlich sogar verliebt. Vor allem aber ist es eine Zeit, in der sie es genießt, endlich nicht mehr jung sein zu müssen ...

Autorin

Virginia Ironside begann ihre berufliche Laufbahn als Journalistin und veröffentlichte im Alter von zwanzig Jahren ihr erstes Buch. In den Sechzigern schrieb sie eine Rockmusik-Kolumne für die *Daily Mail* und wechselte später als Kummerkastentante zur Zeitschrift *Woman*. Derzeit hat sie eine wöchentliche Kolumne mit Ratschlägen für alle Lebensfragen im *Independent*. Virginia Ironside hat bereits mehrere Ratgeber sowie Kinderbücher verfasst. Die Autorin lebt in London. Mehr zu Virginia Ironside unter www.virginiaironside.org

Virginia Ironside

Nein!
ich will keinen
Seniorenteller

Das Tagebuch
der Marie Sharp

Aus dem Englischen
von Gertrud Wittich

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»No! I don't Want to Join a Bookclub«
bei FIG TREE, published by the Penguin Group, London



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2010

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Virginia Ironside

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagillustration: Franziska Biermann,

www.auserlesen-ausgezeichnet.de

Redaktion: Irmgard Perkounigg

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46868-3

www.goldmann-verlag.de

FÜR PATRICK

3. Oktober

Also gut. Hier ist es. Fünfzig Jahre zu spät, ich weiß, aber besser spät als nie. Ein Tagebuch. Und ja, es ist weder der 1. Januar noch der 1. November, aber irgendwann muss man ja anfangen. Carpe diem und all das. Außerdem: Wünschen wir uns nicht alle insgeheim, wir hätten mit zwanzig Tagebuch geführt? Oder mit dreißig! Oder vierzig! Aber nun, in meinem sechzigsten Lebensjahr – oder besser gesagt: meinem neunundfünfzigsten, oder vielleicht doch dem sechzigsten? Mir fällt da gerade dieser unangenehme Mensch ein, der mir neulich einen Vortrag darüber hielt, dass ich mich, obwohl erst neunundfünfzig, bereits in meinem sechzigsten Lebensjahr befände. Vollkommen konfus das alles, aber wie heißt es so schön: Der Klügere gibt nach. Aber egal, wie alt: Ich, Marie Sharp, pensionierte Kunsterziehungslehrerin, geschieden, ein Sohn, ein Kater und überzeugter Single, bin fest entschlossen, es auf meine alten Tage noch einmal zu versuchen. Mit einem Tagebuch. Nicht mit einer Beziehung.

Gott bewahre.

Mein erstes Tagebuch habe ich mit zehn geschrieben. Wenn man es so nennen kann. Kleine Kostprobe? Das wird Sie umhauen: »Heute Schule. In der zweiten Stunde Mathe – würg! Nach der Schule heimgegangen. Hausaufgaben gemacht. Abendessen gegessen. Ins Bett gegangen.« Als Teenager habe ich es dann noch einmal versucht, aber nur deshalb, weil ich total in Archie verknallt war. Der davon natürlich keine Ahnung hatte. Ich besitze immer noch drei oder vier Übungs-

hefte, deren Seitenränder unter akutem Archie-Bewuchs leiden. Es finden sich dort geistreiche Ergüsse wie ICH LIEBE Archie! Oder ICH LIIIEBE ARCHIE!!! Oder die besonders clevere Variante: ein rotes Herzchen mit dem wunderschönen Wort ARCHIE.

Als David und ich geheiratet haben und dann Jack auf die Welt kam, haben wir ein gemeinsames Tagebuch geführt. Das war allerdings von vorne bis hinten erstunken und erlogen. Schließlich wussten wir beide, dass es der andere lesen würde. Ich war schließlich gezwungen, ein zweites, geheimes Tagebuch zu führen, weil ich in meiner Ehe derart unglücklich war. In unser gemeinsames Tagebuch schrieb ich: »Toller Tag! Sind mit Jack im Park spazieren gegangen und haben hinterher bei Hughie und James Tee getrunken. Gott, haben wir gelacht! Und der Tee war spitze!« In mein privates Tagebuch schrieb ich dagegen: »Kann David und seine schrecklichen Freunde nicht mehr ertragen. Die kommen sich immer wer weiß wie toll vor. Und ich fühle mich komplett ausgeschlossen. Gott, ich will frei sein! Ich will tanzen gehen! Ich will Affären haben!«

Was ich kurz danach ja auch hatte, und David und ich trennten uns, sind aber seltsamerweise Freunde geblieben. Außerdem: Wer weiß schon, was *er* in sein geheimes Tagebuch geschrieben hat! Ich bin übrigens auch mit Davids Halbbruder James und dessen Lebensgefährtin Hughie in Verbindung geblieben. Sie gehören mittlerweile zu meinen besten Freunden. Und Archie natürlich. Archie und ich haben immer Kontakt gehalten, obwohl ich nie eine Affäre mit ihm hatte. Ich war zu seiner Hochzeit mit Philippa eingeladen, und wir sehen uns immer noch gelegentlich zum Lunch. Wie sich herausstellte, zog Archies Firma ausgerechnet Hughie als Anwalt zu Rate – Archie verdient sein Geld mit irgendwelchen Aktiengeschäften. Fragen Sie mich nicht nach Details. So schließt sich jedenfalls, wie so häufig, der Kreis meiner Freunde und Bekannten.

Als Lehrerin hatte ich keine Zeit für ein Tagebuch und auch

nicht während des Studiums. Aber jetzt, wo ich sechzig bin – oder doch in wenigen Monaten sein werde –, da will ich es noch ein letztes Mal versuchen. Also dann ...

8. Oktober

Mit tränenden Augen aufgewacht. Sehr schlechtes Zeichen. Ich meine, tränende Augen sind in Ordnung, wenn es kalt ist oder wenn einem der Wind um die Ohren pfeift, oder wenn man eine schlimme Erkältung hat und nicht mehr kriechen kann, geschweige denn zum Telefon greifen, um guten Freunden zu erzählen, dass man nicht mehr kriechen kann. Aber ganz ohne jeden Grund – oje! Ich kenne einen Siebzigjährigen, dessen Augen derart triefen, dass ihm permanent ein Tröpfchen an der Nasenspitze hängt. Das ist, ja, ich fürchte, ein Zeichen des Alters.

Das erinnert mich an neulich, als ich wegen Knieschmerzen bei meiner Hausärztin war. »Eine milde Form von Osteoarthritis, Marie«, sagte sie. »Damit muss man in unserem Alter rechnen.«

Als ich ihr erklärte, dass das nicht sein könne, weil ich nie Sport getrieben hätte und meine Knie daher, theoretisch, noch in einwandfreiem Zustand sein müssten – kein Kratzer, kaum gebraucht! Extrem niedrige Kilometerzahl! Nur ein Besitzer, weiblich! Ja, ich glaube, ich habe sogar noch irgendwo die Originalverpackung – da meinte sie, so funktioniere das leider nicht.

Höchst ungerecht, finde ich.

10. Oktober

Bin gerade von einer absolut schrecklichen Dinnerparty heimgekommen. Schmerz lass nach. Ich wäre nie hingegangen,

hätte ich mich nicht von Marion, einer guten alten Freundin, wie eine Anfängerin übertölpeln lassen. Der bewährte Trick, Sie kennen ihn sicher: »Was machst du am Donnerstag?« Und statt misstrauisch zu fragen: »Warum?«, bin ich prompt in die Falle getappt.

»Nichts.«

Klonk.

Nun, Dinnerpartys können durchaus die eine oder andere positive Überraschung parat halten, aber im Großen und Ganzen ist es wie beim Lotto: Die Chancen auf einen Gewinn sind praktisch null. Das erste Problem ist, dass meist nie genug Männer vorhanden sind. Und jetzt, »im mittleren Alter«, wollte ich sagen, sollte aber wohl »im reiferen Alter« sagen, sind die Männer, die noch kommen, meist aus gutem Grunde noch zu haben: Sie sind entweder Nieten oder etwas sonderbar.

(Ich weiß allerdings nicht, ob diese Beschreibung nicht auf die meisten Männer zutrifft, egal, ob sie noch zu haben sind oder nicht. Was ja auch der Grund ist, warum ich zum Single-Dasein übergetreten bin. Das soll natürlich nicht heißen, dass Männer nicht witzig, sexy, nett und faszinierend sein können. Aber manche vereinen all diese Eigenschaften in sich und sind trotzdem eine Niete.)

Das zweite Problem ist, dass man, je älter man wird – also, je älter *ich* werde –, keine neuen Bekanntschaften mehr schließen *will*. Es gibt genug Menschen in meinem Leben, deren Freundschaft ich gerne intensiver pflegen würde – und die Leute, die andere Leute toll finden, sind oft nicht die Leute, die *ich* toll finde. Und umgekehrt. Ich bin eigentlich nur auf eines noch neugierig: junge Leute. Aber da sind wir Alten alle gleich. Wir wollen »junge Leute kennen lernen«. Da sind wir wie Vampire, die Blut geleckt haben.

Ich weiß noch, wie ich mit siebzehn von alten Leuten geradezu »angefallen« worden bin. Sie waren wohl um die vierzig oder fünfzig, aber wenn man jung ist, scheint jeder über drei-

ßig bereits mit einem Bein im Grab zu stehen. »Ach, weißt du was? Ich setz mich neben dich!«, sagten sie, mit schlaffen Lippen über nikotingelben, wackligen Zähnen. »Ich liebe junge Menschen!« Und ich versuchte, nicht allzu erkennbar zurückzuzucken, während sie gierig meine Jugend, meinen blühenden Teint, meine jämmerlich unreifen Ansichten, einfach alles in sich aufsogen.

»Jetzt sag mir doch mal: Warum zieht ihr euch heutzutage so *schlampig* an? Das ist dieser ›Hippielook‹, nicht?«

»Die jungen Männer heutzutage, mit ihren langen Zotteln – findet ihr Mädchen das wirklich schön?«

»Ach ja, dieser ganze Wirbel um die *Beatles* – so heißen sie doch, oder? Das musst du mir mal erklären! Ich finde das sooo faszinierend!«

»Ist euch in diesen Miniröcken nicht schrecklich kalt?«

Mittlerweile habe ich mehr Verständnis für dieses Verhalten, auch wenn ich mich selbst jungen Leuten nie derart hemmungslos an den Hals werfen würde.

Gestern habe ich mit Penny geredet, einer meiner besten Freundinnen, und ihr erzählt, dass wieder jemand aus meinem Freundeskreis gestorben ist: Philippa, die Frau von jenem Archie, für den ich als junges Mädchen so geschwärmt hatte. (Sie ist dieses Jahr schon die Vierte. Tatsächlich war ich seit Januar schon auf fünf Beerdigungen.) Und Penny sagte, dass ihr in den letzten achtzehn Monaten ganze sechs Freunde weggestorben seien.

»Und das Schlimmste ist«, klagte sie, »dass wir uns jetzt mit denen begnügen müssen, die noch übrig sind!«

»Außer wir ziehen uns ein paar junge Leute heran«, meinte ich.

»Was wir nicht tun werden!«

Nun ja, ich schon, muss ich zugeben – ein Eingeständnis, das sich ebenso sündig und gruselig ehrlich anfühlt, als würde man bei einem Treffen der Anonymen Alkoholiker aufstehen und laut zugeben, dass man dazugehört. Ich meine,

wer bleibt denn übrig, wenn alle um einen herum umfallen wie die Fliegen? Je länger ich ausharre, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich am Ende das einzige vertrocknete Blatt bin, das noch am nackten Ast baumelt. Nein, da möchte man doch schon dafür sorgen, dass man in Gesellschaft einiger hübscher grüner Schösslinge ist.

Aber zurück zu dieser Dinnerparty. Marion und ihr Mann Tim wohnen in einem winzigen, altmodischen kleinen Häuschen in West-London. An den Wänden hängt immer noch die alte Laura-Ashley-Blümchentapete, die in den Sechzigern so beliebt war. Für mich gehören sie zu einer Gruppe von Bekannten, deren Wohnungen oder Häuser man unverändert in ein Museum verpflanzen möchte, wo sie als typische Beispiele für die Wohnkultur des mittleren zwanzigsten Jahrhunderts neben elisabethanischen Salons und georgianischen Musikzimmern ausgestellt werden könnten.

Als ich das Zimmer betrat – und von einem Meer grauer Köpfe begrüßt wurde –, war mir sofort klar, dass ich in Schwierigkeiten steckte. Wenn man um Viertel nach acht eintrifft, kann man unmöglich vor elf Uhr gehen. Dinnerpartys können die reinste Gefängnisstrafe sein, allerdings ohne die Chance, wegen guter Führung früher entlassen zu werden.

Die Gesamtsituation wurde auch nicht besser, als eine weitere grauhaarige Dame eintraf, die ihre Handtasche schräg über ihrem Regenmantel an der rechten Hüfte trug, den Riemen über der linken Schulter. Offenbar hatte sie Angst vor einem möglichen Handtaschenraub. Unterstrichen wurde dieser allgemeine Eindruck altersbedingter Phobie und geistiger Verwirrung noch durch die Tatsache, dass ihre Brille an einer dieser Kettchen vor ihrer Brust baumelte. Ich finde, wenn man nicht mehr in der Lage ist, seine Brille zu finden, sollte man sie bitte schön die ganze Zeit aufbewahren. Oder, wenn nötig, hochschieben. Aber doch nicht anketten! Das wirkt so infantil wie diese Fäustlinge, die man Kleinkindern durch die Jackenärmel zieht, damit sie sie nicht verlieren.

Da ich früher Kunsterziehung unterrichtet habe, ein Beruf, der sich mit einiger Mühe in die Kategorie »sozial« einordnen lässt, hatten mir meine Gastgeber – sicher mit den besten Absichten – einen bärtigen Psychiater zu meiner Linken gesetzt. Ich gebe zu, ich bin nicht gerade scharf auf Psychiater. Diese nervtötende Gelassenheit, dieser salbungsvoll-einfühlsame Ton. Und sie schlagen nie die Beine übereinander oder verschränken die Arme. Offensichtlich haben sie Alexandertechnik und Ähnliches schon im Windelalter perfektioniert – wofür auch ihr penetrant sonorer Tonfall spricht. Und was Bärte angeht, habe ich auch so meine Probleme. Ich konnte im Lauf meines – langen – Lebens nämlich feststellen, dass Männer mit Bärten nicht einmal ansatzweise sexy sind. Das liegt nicht etwa daran, dass sie ein fliehendes Kinn unter dem Bart verstecken (das vielleicht auch), sondern vielmehr eine fliehende Männlichkeit. Finden Sie nicht auch, dass Männer mit Bärten oft richtig breite, feminine Hinterteile haben? (O Marie, was für ein hässlicher Gedanke, und das in deinem Alter!)

Dieser Bursche hatte zudem noch einen richtigen Schopf prächtiger weißer Haare. Es kann nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein Mann mit über sechzig noch so viele Haare hat. Er erinnerte mich an ein wolliges Schaf. Irgendwie weiblich.

Während wir uns also systematisch durch das Chili con carne arbeiteten – nicht nur Marions Haus scheint in einer Zeitschleife zu hängen, auch ihre Kochkunst –, würzte der Psychiater die Mahlzeit immer wieder mit Bemerkungen über Freud. Irgendwann meinte ich dann – ziemlich frostig, wie ich zugebe –, dass Freud meiner Ansicht nach ein schrecklicher Kerl gewesen sei, hatte er doch in einer seiner zahlreichen Inkarnationen seinen Patienten die Einnahme von Kokain empfohlen. Tatsächlich war er selbst zeitweise kokainsüchtig gewesen. Was für ein Heuchler, dieser Mann!

»Sind Sie sicher, dass Ihnen da nicht ein freudscher ›Verbrecher‹ entschlüpft ist?«, fragte der Psychiater salbungsvoll-gut-

mütig. Alle lachten, so wie es Engländer immer tun, wenn sie dadurch die Gelegenheit bekommen, ein Gespräch, das auch nur ansatzweise ernst oder gar unangenehm zu werden droht, wieder ins rechte Fahrwasser zu lenken.

Er freute sich über seinen eigenen Scherz auf diese herablassende Art, die typisch für seinen Berufsstand ist, und widmete sich wieder seinem Salat. Als ich sah, dass ein Stückchen Salat in seinen Bart hing, konnte ich mir eine gewisse Schadenfreude nicht verkneifen.

Ich fürchte, ich hatte ziemlich schlechte Laune. Die hatte ich schon bei meiner Ankunft. Und daran war nicht nur der Psychiater schuld. Nein, auch das monströse Blumengesteck, das die Gastgeberin mitten auf den Tisch gestellt hatte, flankiert von langen Kerzen, sodass es den Gästen auf der einen Seite des Tisches unmöglich war, die Gäste auf der anderen zu sehen. Es waren tropische Blumen, die Sorte, die aussieht wie Penisse und Vaginen – Neuzugänge auf der Floraszene und absolut grässlich. Es gelang mir mit einer verzweifelten Charme-Offensive und zahlreichen Entschuldigungen, die Gastgeberin dazu zu bewegen, das Monster zu entfernen (»Das Gesteck ist wunderschön, aber, Darling, ich will dich doch sehen, wenn ich mich mit dir unterhalte!«). Was jedoch die Kerzenleuchter betraf, da konnte ich schlecht auch noch meckern, und so blieb uns Gästen nichts anderes übrig, als uns den ganzen Abend lang die Hälse zu verrenken, wenn wir mit unserem Gegenüber reden wollten. Ich kam mir vor wie beim Dinner im Buckingham Palace.

O ja, ich war wirklich nicht bei bester Laune. Ich werde auf Dinnerpartys mit zunehmendem Alter zu einer scharfen Granate – in einem nichtsexuellen, negativen Sinn. In neun von zehn Fällen kann ich charmant und witzig sein, aber im zehnten fange ich an, Gift und Galle zu speien. Zum Beispiel wenn ich nach meinen Ansichten zum Thema Euthanasie und Abtreibung gefragt werde. Oder ob ich finde, dass Entwicklungshilfe Afrika mehr schade als nütze. Dann merke ich,

wie die anderen Gäste unbehaglich auf ihren Stühlen hin und her rutschen und vor Verlegenheit einen roten Kopf bekommen. Ich habe gehört, dass diese Offenheit von einer Atrophie der Synapsen in den Stirnlappen des Gehirns kommt. Oder so ähnlich. Aber ich denke, es liegt einfach daran, dass man mit zunehmendem Alter diese unglaubliche, ja beinahe lächerliche Selbstsicherheit entwickelt. Diesmal brachte uns die Dame mit der angeleinten Brille auf das Reizthema. Sie meinte, sie wäre vor kurzem sechzig geworden und hätte nun ihren *Freedom Pass* erhalten, und wie herrlich es doch sei, die öffentlichen Verkehrsmittel von nun an ganz umsonst benutzen zu dürfen.

Ich sagte, ich würde in ein paar Monaten ebenfalls sechzig und könne es kaum noch erwarten.

»Ja«, erwiderte die Dame mit der angeketteten Brille in einem Ton, mit dem sie sich offenbar bei mir einschmeicheln wollte, »man ist immer nur so alt, wie man sich fühlt. Sechzig Jahre jung!«

»Ach was, das ist doch kein Alter!«, trompetete der Psychiater. »Da hat man doch praktisch sein ganzes Leben noch vor sich!«

»Ich muss Ihnen da entschieden widersprechen«, sagte ich. »Sechzig ist sechzig. Und sechzig ist *alt*. Ich freue mich darauf, alt zu sein, und ich will nicht, dass mir ständig gesagt wird, wie jung ich doch noch sei, obwohl ich es gar nicht bin. Ich will nicht mehr jung sein. Ich habe es satt, jung zu sein. Jung war ich in den Sechzigern, da habe ich, ob ihr's glaubt oder nicht, sogar mit einem der Beatles geschlafen. Alles schon mal gemacht, alles da gewesen. T-Shirt mit passendem Spruch gekauft, abgetragen, in die Kleidersammlung der Seniorenhilfe gegeben. Als ich zwanzig war, waren Leute mit sechzig alt. Als ich dreißig war, vierzig und fünfzig, war man mit sechzig immer noch alt. Warum jetzt auf einmal die Ziellinie verschieben? Das ist doch Unsinn.«

»Ich bin sechzig«, sagte Marion, während sie lächelnd die

Teller abräumte. (Ist Ihnen auch schon einmal aufgefallen, dass Männer nie reagieren, wenn die Teller abgeräumt werden? Der Psychiater, der sich ganz bestimmt etwas auf seine professionelle Sensibilität einbildete, saß dick und breit vor seinem leeren Teller und schien überhaupt nicht zu bemerken, dass größere Operationen im Gange waren, für die seine Mit Hilfe benötigt wurde.) »Aber ich fühle mich wie dreißig!«

»Aber Marion, merkst du denn gar nicht, wie erbärmlich das ist?«, rief ich. »Wenn ich mir vorstelle, mich ein ganzes Leben lang wie eine Dreißigjährige fühlen zu müssen. Gott, wie langweilig! Ein Alptraum! Ich sehne mich danach, sechzig sein zu dürfen! Und mich auch so zu fühlen! Und warum auch nicht? Was soll daran falsch sein?«

»Das Schöne am Alter ist«, meinte der Psychiater, dessen Frau sich schließlich erbarmt und seinen Teller eingesammelt hatte, »dass es nie zu spät ist. Man kann noch so vieles machen. Noch einmal studieren. Bungee-Jumping. Eine neue Sprache lernen ...«

»Aber es ist sehr wohl zu spät!«, widersprach ich hitzig. »Das ist doch gerade das Schöne am Alter. Man muss nichts mehr studieren oder sich an einem Gummiband in die Tiefe stürzen! Gott sei Dank! Wie lange habe ich mich mit Schuldgefühlen herumgeschlagen, weil ich keine weitere Fremdsprache mehr gelernt habe. Aber jetzt, wo ich alt bin, brauche ich keine Gewissensbisse mehr zu haben. Aus und vorbei! Ich hätte ja gar nicht mehr genug Zeit, eine neue Sprache zu sprechen, bevor ich ins Grab sinke! Es wäre vollkommen sinnlos!«

»Also, ich bin der Meinung«, warf der Psychiater trotzig ein, »dass jetzt, wo ich fünfundsechzig bin, alles möglich ist.«

»Ganz im Gegenteil«, widersprach ich. »Vieles ist eben *nicht* mehr möglich. Ich denke«, fügte ich hinzu und legte milde lächelnd meine Hand auf seinen Arm, damit er glaubte, ich meine es nicht böse, »dass Sie den Tatsachen nicht ins

Auge sehen wollen. Wie nennt man das in Ihren Kreisen? Verdrängung?»

Diesmal hatte ich die Lacher auf meiner Seite, aber es war ein billiger Triumph, und ich schämte mich sofort.

Bei der Heimfahrt tat mir der Psychiater richtig leid. Er hatte es sich auch nicht ausgesucht, neben einer alten Schachtel wie mir zu sitzen. Ich wurde auf einmal von Schuldgefühlen geplagt und wünschte, ich wäre nicht so gemein zu ihm gewesen. Der arme Mann hätte wahrscheinlich, genauso wie ich, viel lieber neben frischem, jungem Gemüse gesessen statt neben einer vertrockneten alten Pflaume wie mir.

11. Oktober

Fühlte mich beim Aufwachen ganz elend. Scheußlicher Gesichtsmuskelkater vom ständigen falschen Lächeln gestern. Mir war klar, dass es mindestens einen Tag dauern würde, bis das Gift vom Abend zuvor wieder abgebaut wäre.

Und obendrein sah ich auch noch ganz elend aus. Gestern hatte ich vor der Party noch einmal in den Spiegel geschaut und eine rassige Schönheit mit makellosem, olivenfarbenem Teint, hohen Wangenknochen und zartem Kussmündchen erblickt. Heute starrte mir Charles Laughton im Morgenmantel entgegen. Mein Gesicht sah aus wie Kuchenteig. Kleine Schweinsäuglein, faltiger, schmallippiger, blasser Mund, tiefe Falten in der Stirn. Gesamteindruck: aufgequollen. Abstoßend. Was geschieht bloß mit einem während der Nacht? Da kommt doch sicher jemand und – kassiert die Rechnung. Oder lag es etwa am Rioja? Nein, schuld ist der Psychiater. Hat mich wahrscheinlich – verständlicherweise – mit einem Fluch belegt.

Sprang rasch in die Wanne – nun, »sprang« ist übertrieben, »hiepte mich ächzend« trifft es schon eher; und ja, ich habe da drin auch eine von diesen komischen Gummimatten mit Saugnäpfen liegen – und musste feststellen, dass außer mei-

nem Gesicht nichts aufgequollen war – alles faltig wie eine Jalousie. Wenn ich mich jetzt anschau, dann sehe ich die Arme meiner Großmutter, und auch meine Haut wird langsam so papierdünn und glänzend, wie die ihre war. Weil ich sie so mochte, machte mir der Anblick wenig aus. Aber ich bin erst neunundfünfzig. Bald sechzig. Und ich meine: wirklich bald. In drei Monaten. Da fragt man sich schon: Was wird noch alles kollabieren?

Selbst jetzt, wenn ich meine noblen zehn Minuten Yoga pro Tag absolviere, sehe ich, wie gewisse Hautpartien nur darauf warten, mir die Schenkel herunterzurutschen. Besonders deutlich wird das, wenn ich eine Kerze mache. Da sind überall so feine Äderchen an meinen Beinen – wahrscheinlich Vorboten von Krampfadern. Und von meinen Oberarmen hängt dieser Schwabbel. Auf den Handrücken habe ich braune Altersflecken. Wann sind die auf einmal aufgetaucht? Vor ein paar Jahren wahrscheinlich, als ich mich noch im seligen Glauben wiegte, um die dreißig zu sein (so viel zum Thema Verdrängung!). Und jetzt schreit mir mein ganzer Körper entgegen: Du bist alt, Marie! Alt! Aber das Seltsamste daran ist, dass es mir im Grunde überhaupt nichts ausmacht. Im Gegenteil, es ist ein schönes, tröstliches Gefühl, alt zu sein. Es ist passend.

Nun gut, meine Haut ist nicht mehr prall wie ein Pfirsich und hat auch nicht mehr diese zarten, daunenweichen Härchen. Aber es ist eine gute Haut, wie ein teures altes Leder-sofa in einem Herrenklub in der Pall Mall.

Je älter ich werde, desto entschlossener bin ich, nicht so sehr wie eine ausgebombte alte Turnhalle auszusehen, sondern eher wie eine wunderschöne alte Klosterruine. Eine, wie Poussin sie malte oder dieser andere Maler, dessen Name auch mit P beginnt. Oder war es ein C?

Als ich aus der Wanne kletterte und nach dem Handtuch griff, musste ich an meine Kindheit denken und wie ich diese fantastische neue Art, mich abzutrocknen, entdeckt hatte.

Aufgeregt war ich zu meinem Vater gerannt. »Na, und wie

machst du das?«, hatte er gefragt. Ich ergriff je eine Ecke des Handtuchs hinter meinem Rücken mit einer Hand und zog abwechselnd daran.

»Ist das nicht eine tolle Methode?«, hatte ich gefragt.

Mein Vater hatte nachsichtig gelächelt. »Ich weiß noch, als ich so alt war wie du, habe ich genau dieselbe Entdeckung gemacht.«

Das war das erste Mal, dass mir klarwurde, dass das, was ich für einen bahnbrechenden Gedanken hielt, schon unzählige Male von Menschen vor mir gedacht worden war. Und es kommt noch schlimmer: Oft habe ich Ideen, die ich für völlig neu halte, schon mehrmals in meinem Leben gehabt. Es ist so deprimierend, dieses »Und ewig grüßt das Murmeltier«-Leben, diese Tretmühle, aber gleichzeitig seltsam tröstlich und vertraut. Obwohl es natürlich auch schön wäre, wenigstens einmal im Leben einen völlig neuen, originellen Gedanken zu haben. Da fällt mir ein, dass mir erst vor kurzem bewusst wurde, dass man zwei Gefühle gleichzeitig haben kann. Dass man jemanden zugleich hassen und gernhaben, sich nach einer Zigarette sehnen und das Rauchen aufgeben wollen kann.

Als jemand, der das Leben eher schwarz-weiß sieht – starke Hass- und starke Liebesgefühle –, habe ich immer versucht, alles in eine Art Grau zu verwandeln. Aber der Trick besteht darin, genau das nicht zu tun. Man sollte beide Kontraste in sich bewahren, beides zugleich empfinden. Das Ergebnis ist ein viel vitalerer, erfrischenderer Ansatz. Ziemlich spät, so etwas zu entdecken, aber es hat die Beziehungen zu meinen Mitmenschen um einiges leichter gemacht. Und komischerweise auch viel gütiger.

Danach zog ich mich an. Kein leichtes Unterfangen. Ich glaube, ich habe früher auf einem Bein gestanden, während ich mir die Seidenstrümpfe überstreifte. Heutzutage muss ich mich aufs Bett setzen und wie ein Igel auf den Rücken rollen, wo ich mich mit zappelnden Beinen in die Strümpfe quäle.

20. Oktober

Meine neue Untermieterin ist da. Nun, eigentlich ist sie keine wirkliche Untermieterin, eher ein Hausgast. Michelle ist die Tochter von Pariser Freunden und sucht bei mir vorübergehend Unterschlupf, bis sie ein schickes Londoner Apartment gefunden hat. Sie ist wirklich reizend. Und so jung! Und blond! Sie ist erst neunzehn, aber französische Mädchen sind in der Regel viel naiver als englische. Ich denke, man könnte sie mit einem englischen Mädchen von sechzehn vergleichen. Sie hat ganz offensichtlich keine Ahnung, wie bildhübsch sie ist, obwohl sie sich sehr modisch kleidet. Es war ein grauer, regnerischer Tag, und sie stand in einer dreiviertellangen schwarzen Radlerhose und einem dünnen Baumwolltop vor mir, das einen ganzen Streifen Bauch frei ließ. Um sie herum standen fünf gigantische Koffer.

»'allo«, sagte sie. »Isch bin Michelle.«

Und das war's im Großen und Ganzen mit ihren Sprachkenntnissen. Ach ja, »danke«, das konnte sie auch noch und gebrauchte es häufig. Sie schien sehr zufrieden zu sein mit ihrem Zimmer, obwohl es dunkelrot gestrichen und mit lauter Bücherregalen vollgestopft ist und im Schrank nicht mehr Platz ist als für drei Kleidungsstücke. Und nicht einmal die Kommode hat sie für sich, die Hälfte der Schubladen ist mit meinem Krimskrams belegt: Werkzeug, Schrauben, Bohrer und Sicherungen.

»Ist groß!«, sagte sie.

Nun ja, ich nehme an, das Zimmer ist tatsächlich relativ groß, wenn man es mit den Schuhschachteln vergleicht, mit denen sich ausländische Mädchen in London heutzutage abfinden müssen. Ich hielt ihr in meinem mangelhaften Französisch den üblichen Vortrag. Schärfte ihr ein, dass wir außer Bad und Küche nichts miteinander teilen würden, dass wir vollkommen separate Leben führen müssten, dass ihr lediglich die linke Hälfte des oberen Kühlschrankfachs zur Verfügung

stünde und wir die Milch des anderen nicht anrühren dürften. Ach ja, und dass der Garten allein für mich reserviert sei.

Gott, ich komme mir immer so gemein vor, wenn ich diese Rede halte. Aber sie beruht auf langjähriger, leidvoller Erfahrung mit Untermietern. Vor vielen Jahren, als mein Sohn Jack zwei Jahre alt war, musste ich nach dem Aufstehen entdecken, dass er fröhlich mit einem Monster von Hund spielte. Als ich mich nach dem Besitzer umsah, fand ich ihn laut schnarchend im Bett mit meiner Untermieterin. Es war ein riesiger, tätowierter Kerl. Und außerdem standen drei brennende Kerzen um das Bett herum.

Aber später, als Michelle und ich zusammen im Wohnzimmer saßen, musste ich mich regelrecht dazu zwingen, ihr zu erklären, dass wir unter gar keinen Umständen zusammen kochen oder gemeinsame Mahlzeiten einnehmen würden. Und obwohl sie mich natürlich jederzeit fragen könne, wenn sie etwas nicht wusste, würde jeder sein eigenes Leben führen. Ich spürte nämlich deutlich, wie Muttergefühle in mir aufwallten, als hätte ich eine Art Droge genommen.

Später kam sie dann die Treppe heruntergeschlichen und blieb unschlüssig vor dem Zimmer stehen, in dem ich mich gerade mit diesem und jenem beschäftigte. Ich konnte förmlich riechen, wie sehr sie sich davor fürchtete, mich zu stören. Ich war gerade dabei, einen gesalzenen Brief an die Stadtverwaltung zu schreiben, um mich über die wachsenden Müllberge in unserem Viertel zu beschweren. Doch ich stellte das Tippen ein und rief sie zu mir herein. Sie wollte wissen, wo man hier einkaufen könnte. Sie sah derart hilflos und verletztlich aus, dass ich nicht anders konnte, als nach meiner Handtasche zu greifen und zu sagen: »Ich muss sowieso noch Küchenrolle besorgen. Komm, ich zeige dir, wo alles ist.« »Schätzchen«, fügte ich sogar noch hinzu.

Das ist auch so eine kuriose Alterserscheinung. Mehr und mehr ertappe ich mich dabei, dass ich Leute mit »Schätzchen« oder »Liebes« betitele und – noch seltsamer – es sogar

ehrlich meine. Als ich jung war, wäre mir das nie im Traum eingefallen. »Schatz« und »Liebling« nannte ich damals nur die Männer, die ich liebte.

Wenn man jung ist, hat man im Grunde nur Beziehungen zu Gleichaltrigen oder Älteren. Man nimmt also die Rolle des Gleichen unter Gleichen ein oder die Rolle des Kindes. Aber je älter man wird, desto vielfältiger werden die Beziehungen. Bei Menschen um die achtzig fühle ich mich noch immer wie ein Kind. Bei Menschen meines Alters fühle ich mich als Gleiche unter Gleichen. Und bei jungen Leuten – ich empfinde das als Bonus – fühle ich mich wie eine Mutter oder eine mütterliche Freundin. Ich möchte sie beschützen, mich um sie kümmern. Und das sind schöne Gefühle, nachdem man den Großteil seines Lebens damit verbracht hat, sich zurückgesetzt, ungerecht behandelt oder zerrissen zu fühlen, wie es bei mir war.

»Pardon?«, fragte sie. Armes Mädel. Je schneller sie eine Bleibe bei fröhlichen jungen Menschen findet, statt bei einer verrückten alten Schachtel zu hausen, die ihren Mutterinstinkt nicht unter Kontrolle hat, desto besser. Alte Schachtel? Klingt gar nicht so schlecht, Marie. Ja, jetzt bin ich wirklich eine alte Schachtel. Wie befreiend.

6. November

Ich überlege, ob ich nicht umziehen soll. Aber überlegen ist das eine, tun das andere. Penny, die aufgrund ihres Jobs in der PR-Branche schon eine Million Mal umgezogen ist, findet es »ungesund«, dass ich schon seit dreißig Jahren in ein und demselben Haus lebe. Schon komisch, dass es für die Herzöge von Westminster, oder wer auch immer in Blenheim Palace wohnt, scheinbar unbedenklich ist, seit Generationen im selben Schloss zu residieren. Aber dreißig Jahre Shepherd's Bush sollen schädlich sein. Da fällt mir dieser Witz ein über diese

Frau, die nach Northumberland zog und auf einer Party gefragt wurde, wie lange sie denn nun schon hier lebe. »Ach, seit fünfzehn Jahren. Und Sie?« Antwort: »Seit dem Mittelalter.«

Shepherd's Bush ist mir jedenfalls ans Herz gewachsen. Andere mögen es für ein Scherbenviertel halten, aber ich liebe es, seit ich Kensington, wo ich geboren und aufgewachsen bin, aus finanziellen Gründen aufgeben musste. Früher war das meine spirituelle Heimat, aber mittlerweile bekomme ich Anfälle von Klaustrophobie, wenn ich dort zu Besuch bin – all diese reichen weißen Mittelschichtbürger. Ich komme mir dann vor wie in Bath oder Broadway in den Cotswolds. Tweed, Tweed, wohin das Auge blickt; ein Meer von Kordhosen, Berge handgeflechtener Körbe, Massen von tipptopp gepflegten Hunden. Fischhändler mit Namen Hugo. Und an jeder Ecke irgendwelche Mitglieder von Lesekreisen.

In meinem Teil von Shepherd's Bush gibt es keine Weinbar, kein Bistro, kein Starbucks, keinen Bodyshop. Nur Wettbüros, zwielichtige Nagelstudios, westindische Take-aways und Mr. Minits, wo man Schlüssel nachmachen und seine Schuhe neu besohlen lassen kann. Und es gibt einen Laden, der die ganze ethnische Vielfalt dieses Viertels in seinem Titel trägt: »Bush Bagel Bar-Halal Pizza Takeaway«. Ist das nicht prächtig? Gleich daneben kommt ein finster wirkender Laden mit einer unglaublich hohen Theke, der sich schlicht und einfach »Money Shop« nennt. Auf der anderen Seite befindet sich die Empire Fish Bar und daneben die Bush Dental Clinic, mit »besonderen Einrichtungen für Nervöse«. Dann gibt es da noch einen grabbeligen Laden mit dem Titel »Women's Clothes and Islamic Books« – Damenbekleidung und islamische Bücher? Dazwischen jedoch findet man jede Menge wunderbarer nahöstlicher Supermärkte, dazu die sogenannte »libanesisch Metzgerei«, die die örtliche Moschee beliefert.

Wir haben sogar ein Delikatessengeschäft in Shepherd's Bush, aber das wird von so wenigen Leuten frequentiert, dass der Käse immer eine ranzig angeschwitzte Schmierschicht auf-



Virginia Ironside

Nein! Ich will keinen Seniorenteller

Das Tagebuch der Marie Sharp

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46868-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2010

Ein bezauberndes, witziges Lesevergnügen für alle, die sich so alt fühlen, wie sie sind

Herbst des Lebens? Generation Silber? Unsinn! Marie Sharp wird demnächst sechzig und damit schlicht alt. Ein Grund zum Feiern, wie sie findet. Schon wegen all der Dinge, die sie jetzt nicht mehr tun muss, wie etwa Volkshochschulkurse besuchen. Nichts hasst Marie so sehr wie umtriebige Senioren, die nur so alt sind, wie sich fühlen – sie stürzt sich lieber kopfüber in das Vergnügen, nicht mehr jung sein zu müssen. Dazu gehört ihre neue Rolle als Großmutter und eine alte Liebe. Denn Maries Jugendschwarm ist wieder zu haben ...

Vom Vergnügen, endlich nicht mehr jung sein zu müssen.

 [Der Titel im Katalog](#)